

Helmi Schausberger

Für ihr Land

Historischer Roman

Die Handlung, die Figuren und manche Schauplätze dieses Romans sind fiktiv. Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen sind unbeabsichtigt.

© Querverlag GmbH, Berlin 2021

Erste Auflage März 2021

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer kolorierten Fotografie von May Gibney (© Matt Loughrey), with kind permission from the Gibney Estate and the Kilmainham Gaol Archives, Dublin, Ireland.

Umschlag (Innenseite, hinten): „Straßenplan Dublin 1906“ © mauritius images / Antiqua Print Gallery / Alamy

Umschlag (Außenseite, hinten): „The Proclamation of the Irish Republic, 1916“ © ansionnachfionn.com

Gesamtherstellung: Finidr
ISBN 978-3-89656-296-8
Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:
Querverlag GmbH
Akazienstraße 25, 10823 Berlin
www.querverlag.de

Für Edith, eine Kämpferin
(1928 – 2019)

„Neither King nor Kaiser“

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts befindet sich das kleine gälische Irland bereits seit Hunderten von Jahren unter der Herrschaft der britischen Krone. Die Unterdrückung durch den mächtigen Nachbarn hat nicht nur zu zahlreichen chancenlosen Versuchen geführt, die unbarmherzigen Besatzer von der Insel zu vertreiben, sondern auch zu Hungerkatastrophen und Millionen von Auswandernden. Kurz vor Beginn des ersten Weltkriegs erreicht Irland schließlich, dass ihm zumindest wieder die Möglichkeit auf Selbstverwaltung in Aussicht gestellt wird, die sogenannte „Home Rule“.

Der privilegierte Norden der Insel hat damit aber ein Problem. Während große Teile des bäuerlich geprägten Südens in oftmals kargem Gebiet um ihr Überleben kämpfen, profitiert der Norden durch seine (nicht nur geografische) Nähe zu Großbritannien in hohem Ausmaß von der industriellen Revolution. Mit einer Selbstverwaltung könnte dieser Wohlstand gefährdet sein, doch es geht auch um Einfluss. Neben den Briten ist es bisher die protestantische Minderheit – die Nachfahren englischer und schottischer Siedler – gewesen, die die Insel politisch und gesellschaftlich dominiert hat. Dass jetzt plötzlich den hauptsächlich gälisch stämmigen Katholiken Macht übergeben werden soll, beunruhigt den mehrheitlich protestantischen Norden. Die *Ulster Volunteer Force*, eine eigens dafür gegründete bewaffnete Miliz, die sich dort schnell zahlreicher Mitglieder erfreut, soll dies notfalls verhindern.

Als Antwort auf diese Bedrohung wird im Süden der im 19. Jahrhundert gegründete radikale Geheimbund *Irish Republican Brotherhood* wieder aktiv und errichtet seinerseits ein Heer: die *Irish Volunteers*. Auch deren Mitglieder sind bereit, Gewalt anzuwenden, um die Freiheit aller in Irland zu verteidigen.

Nach einer blutigen Eskalation bei einem Streik gegen mächtige Arbeitgeber, die mit dem Aussperren von Arbeitern die Mitgliedschaft in der Gewerkschaft verbieten wollen („Dublin Lockout“), formiert sich 1913 in Dublin eine weitere Bürgerwehr: Die *Irish Citizen Army (ICA)*, die streikende Arbeiterinnen und Arbeiter vor der rücksichtslosen Polizei beschützen soll. In der ICA engagieren sich neben Mitgliedern der Arbeiterklasse auch gesellschaftlich höher gestellte, wohlhabende Sozialistinnen und Sozialisten.

1914 bricht schließlich der große Krieg aus und Tausende Iren begeben sich für Großbritannien an die Front: Idealistische Män-

ner aus dem Norden, aber auch welche aus dem Süden, von denen viele hoffen, zu Kriegsende für ihre Loyalität endlich mit der ersehnten „Home Rule“ belohnt zu werden. Nicht wenige sind aber so arm, dass sie gar keine andere Wahl haben, als für den ungeliebten Nachbarn zu kämpfen, um ihre Familien unterstützen zu können. Viele werden nicht zurückkehren.

Zu Hause erfreuen sich zu dieser Zeit die zahlreichen Organisationen der nationalistischen Bewegung hohen Zulaufs, die seit der Jahrhundertwende stetig an Bedeutung gewinnt. Die irische Sprache soll gesprochen werden, irische Sportarten gespielt, irische Geschichte gelernt und irische Legenden erzählt. Irland soll sich trotz der Annexion durch die Briten, und nun mehr denn je zuvor, als eigenständige Nation verstehen, und sein Nachwuchs soll dabei gezielt darauf vorbereitet werden, zu einem geeigneten Zeitpunkt für Irland zur Waffe zu greifen.

Und 1916 ist es dann so weit. Während die Briten mit dem Weltkrieg beschäftigt sind, planen die irischen Nationalisten mit Unterstützung der Sozialisten einen Aufstand, der Irland zu einer unabhängigen Republik machen soll. Wie schon in den bewaffneten Konflikten zuvor ist aber auch diese Rebellion keine ausschließlich männliche Angelegenheit.

Frauen werden seit jeher zwar ausgeschlossen aus Politik und gesellschaftlicher Mitbestimmung, aber seit geraumer Zeit organisieren sie sich ebenfalls in nationalistischen, sozialistischen und/oder feministischen Organisationen wie zum Beispiel in der republikanischen Frauenvereinigung *Cumann na mBan* (ausgesprochen: Kammen na maan). Gut gestellte Frauen aus der Mittel- und Oberschicht treten nun für ihre Anliegen mit viel Mut, Idealismus und Aktionismus aus der erwarteten Passivität an die Öffentlichkeit. Aber auch die jungen, ungebildeten Arbeiterinnen, die in Armut leben, sind bereit, große Risiken einzugehen, um gemeinsam mit ihren privilegierten Geschlechtsgenossinnen Veränderung herbeizuführen.

So kommen in Dublin zu Ostern 1916 nicht nur eine Großzahl in Bürgerwehren politisierter Männer zusammen, sondern auch eine komplexe Gruppe von ungefähr zweihundert Frauen, um nun Seite an Seite und gemeinsam mit den Männern für ein freies Irland zu kämpfen, das ihnen allen gleiche Rechte verspricht.

Irland – und allen voran seine Frauen – hätten dabei viel zu gewinnen.

1916

Ostersonntag, 23. April 1916

Erhobenen Hauptes schritt Eileen Kelly mit ihrer Freundin die Straße hinab zum Treffpunkt. Sie straffte den Gurt ihrer Leinentasche, die sie quer über der Brust trug, und richtete sich ihren neuen Hut zurecht, der fast ein bisschen zu groß war. Die hübsche grüne Jacke war geliehen, die alte löchrige Bluse darunter glücklicherweise kaum zu sehen. Bis zur Hüfte sahen sie und Martha in ihren Uniformen wie richtige Soldaten aus. Nur der lange Rock, den ihre Mutter ihr aus einem billigen Stoff genäht hatte, war ein Zugeständnis an ihr Geschlecht.

Trotz ihrer Rückenschmerzen ging auch Martha neben ihr hoch aufgerichtet. Sie ließ sich ihre Qual nicht anmerken, fast so, als wäre heute einfach nicht der Tag für etwas, das an den Alltag in der Fabrik erinnerte. Dafür hatte sie aber wieder ihr stolzes Lächeln im Gesicht, das sie immer trug, wenn sie offiziell als Mitglied von Cumann na mBan unterwegs war.

„Martha, ehrlich, ich finde, du wirkst richtig erwachsen in deiner Uniform“, sagte Eileen anerkennend zu ihr.

„Und einen Kopf größer, meint mein Vater. Soll es nicht so sein? Und du siehst so aus, als wärst du heute am Tag deiner ersten Parade endlich bei uns angekommen. Die Uniform steht dir, Eileen!“

Martha schenkte ihr dabei ein aufrichtiges Lächeln, und Eileen erwiderte es unsicher. Tatsächlich trug sie zum ersten Mal die Uniform der Frauenorganisation, der sie seit wenigen Monaten angehörte. Als sie sie am Morgen anzog, hatte es sich aber so angefühlt, als würde sie sich aus ihrer Haut schälen und in eine andere hineinschlüpfen.

Cumann na mBan war eine nationalistische Organisation, aber Eileen verachtete die Briten nicht halb so sehr wie Martha. Deren leidenschaftlicher Hass auf alles Britische machte Eileen sogar Angst. Martha würde jedem britischen Soldaten und jedem der Krone treu ergebenen Polizisten die Augen auskratzen, der es wagte, sie anzusprechen. So mancher hatte in der Vergangenheit gerade noch Glück gehabt. Viele Mädchen in Cumann na mBan empfanden ähnlich, aber Eileen wollte nicht auf Befehl hassen müssen. Ihr selbst waren die jungen Soldaten in der Stadt nie unfreundlich begegnet. Und die machten doch auch nur ihren Job.

Sympathie hatte sie für das mächtigste Reich der Welt trotzdem keine. Denn natürlich hatten die Briten kein Recht, so zu tun, als

gehörte Irland ihnen. Vor Hunderten von Jahren waren sie in ihr Land gekommen und hatten sich einfach alles genommen, was sie haben wollten. Schließlich machten sie Irland ungefragt auch noch zu einem Teil ihres Königreiches, als gehörte zusammen, was unterschiedlicher nicht sein konnte. Natürlich war das nicht in Ordnung, zumal Irland und seine Bevölkerung, allen voran sie selbst und ihre Familie, nach all der Zeit noch immer unter der Fremdherrschaft leiden mussten. Selbstverständlich musste sich das ändern. Da war sie ganz der Meinung Marthas und aller anderen in ihrer Gruppe. Deshalb hatte Martha ja auch immer wieder versucht, sie zu den Treffen ihrer Frauengruppe mitzunehmen, obwohl sie ganz genau wusste, dass Eileen sich in Gruppen nicht wohlfühlte.

Auch ihr Großvater dachte so über die Briten. Der spuckte sogar jedes Mal in eine Ecke, wenn er welche sah oder von ihnen die Rede war. Ihre Mutter hatte ihm eigens dafür einen Spucknapf neben seinen Stuhl gestellt. Er wusste, dass Cumann na mBan die Jungs der Irish Volunteers unterstützte, und die wollten schließlich mit Waffengewalt für ein freies Irland kämpfen. Er war ganz begeistert gewesen, als Eileen ihm erzählt hatte, dass sie in ihrer Gruppe nicht nur Irisch lernten und in Erste Hilfe ausgebildet wurden, sondern vor allem auch Geld für die Bewaffnung der Männer sammelten, sollte es je zu einem Krieg gegen die Briten kommen, was ja nicht sehr realistisch war.

Aber selbst ihr Großvater war nicht der Grund gewesen, weshalb Eileen sich schließlich von Martha überreden ließ, der Organisation beizutreten. Die hatte nämlich irgendwann ganz nebenbei erwähnt, dass einige der Frauen, die beim großen Streik vor drei Jahren in der Suppenküche mitgeholfen hatten, heute Mitglieder von Cumann na mBan waren. Das war es gewesen, was Eileen schließlich überzeugt hatte, sich einer organisierten Gruppe anzuschließen, obwohl Gruppen sie immer einschüchterten, weil man sich dort stets anzupassen hatte. Denn diese Suppenküchen-Frauen hatten ihrer Familie damals das Leben gerettet und ihr selbst Hoffnung auf eine Zukunft geschenkt, für die es sich zu überleben überhaupt erst lohnte.

Ihre vier Brüder, der gebrechliche Großvater, ihre Mutter und sie selbst hatten damals mehr schlecht als recht vom geringen Einkommen ihrer Mutter gelebt, die zu Hause Nähaufträge erledigte. Ihr Vater, ein Hafenarbeiter, hatte sich schon vor Jahren zu Tode gesoffen, aber das war kein großer Verlust gewesen; sie hatten ihn selten zu Gesicht bekommen, und von seinem Lohn hatte er kaum jemals etwas nach Hause gebracht. Und so kam 1913 die

Suppenküche für die Familien der Streikenden des Lockouts schließlich auch ihnen zugute. Eileen war mit ihren Brüdern täglich beim Gewerkschaftshaus gewesen. Sie hatten sich immer anstellen und lange warten müssen, weil es so viele hungrige Kinder gab, damals viel mehr als sonst. Aber es war stets etwas für sie da gewesen.

Doch sie bekamen nicht nur zu essen. Eileen lernte dort auch ein Mädchen kennen, das ihr später den Arbeitsplatz in der Kistenfabrik vermittelte, wo sie dann auch auf Martha traf, die zu ihrer besten Freundin wurde. Mit der Stelle in der Fabrik hatte ihre Familie endlich ein zweites Einkommen. Und von den feinen Damen beim Gewerkschaftshaus, die sich beim Suppenkochen nicht nur die Hände schmutzig machten, sondern die ihr außerdem auf Augenhöhe begegneten, war Eileen so unendlich beeindruckt gewesen, dass sie beschlossen hatte, eines Tages eine von ihnen zu werden: eine Frau, die Leben rettete, Hoffnung schenkte und die trotz der vielen Arbeit noch für all jene ein Lächeln übrig hatte, die zu ihr aufsahen.

Bei Cumann na mBan hatte sie schließlich auch tatsächlich viele solcher Frauen und Mädchen kennengelernt. Und sie trauten sich alle, den Mund aufzumachen, und ließen sich das Reden nicht verbieten. Gräfinnen, Ärztinnen, Schauspielerinnen sowie ganz normale Frauen, die einfach nur eine bessere Welt für alle wollten. Und neben all diesen wunderbaren Vorbildern hatte ein so gewöhnliches Mädchen, wie sie eines war, einen festen Platz. Plötzlich war sie Teil von etwas Wichtigem; das war eine neue Erfahrung. Außerdem war es wirklich schön, Neues zu lernen.

Ihre Mutter fand die Aufmerksamkeit, die Cumann na mBan Mädchen und Frauen schenkte, natürlich lächerlich. Sobald sie alle erst mal erwachsen waren, meinte sie, hätten sie sich ohnehin um Ehemänner und Kinder zu kümmern und keine Zeit mehr für verträumte Albernheiten. Dazu würde es in ihrem Fall aber niemals kommen, wusste Eileen. Und bei Cumann na mBan gab es viele Mädchen, die diesbezüglich ähnlich dachten. Wahrscheinlich war es ja sogar das, womit Cumann na mBan sie schließlich überzeugt hatte: Man wollte anders sein, und man durfte es auch.

„Sieh mal, die Jungs sind schon da!“, unterbrach Martha Eileens Gedanken. „Und du kannst sagen, was du willst, aber die Uniform macht selbst aus Dylan einen Mann.“

Eileen musste kichern. Als ob der je erwachsen würde!

Die beiden Irish Volunteers auf der anderen Straßenseite blickten ihnen schon erwartungsvoll entgegen.

Zusammen mit Dylan Marchant und Eddie Sutton, den beiden Guinness-Arbeitern, mit denen sie während eines Gruppentreffens einmal das Reinigen und Laden von Gewehren trainiert hatten und die seither zu ihren besten Freunden geworden waren, wollten sie zur Liberty Hall aufbrechen, dem Hauptquartier von Gewerkschaft und Irish Citizen Army, wo man vor drei Jahren Suppe für sie gekocht hatte. Von dort aus würden sie dann mit den Kameradinnen und Kameraden ihrer Gruppen losmarschieren.

Sie und Martha waren gerne mit Eddie und Dylan unterwegs. Nachdem sie damals gemeinsam Marthas Geburtstag gefeiert hatten, waren sie auch einmal mit dem Zug ans Meer gefahren, hatten an einem ersten schönen Sommertag im Phoenix Park gepicknickt, und einmal hatten die Jungs sie beide sogar mit einem Automobil von der Fabrik abgeholt, weil sie wussten, dass zumindest Eileen noch nie in einem gefahren war. Das war eine aufregende, aber auch nervenaufreibende Erfahrung für Eileen gewesen, denn diese Automobile fuhren schneller als jeder Pferdewagen.

Für Außenstehende mochte es vielleicht so aussehen, als wären sie zwei Pärchen, aber das war nicht der Fall. Dylan, der ein Jahr älter war, schon siebzehn, flirtete mit ihr und Martha zwar wie mit jedem Mädchen, aber das war nur ein harmloses Spiel. Martha war vorübergehend allerdings an Eddie interessiert gewesen, der schon Anfang zwanzig war und einen hübschen Schnauzbarth hatte, aber der hatte das nie bemerkt. Und Eileen selbst mochte die Jungs nur als Freunde. In festen Beziehungen waren sie alle vier nicht.

Sie wünschte, sie hätte zu Hause nicht so viel zu tun, sie hätte gerne mehr Zeit mit den dreien verbracht. So war Martha viel öfter mit den Jungs alleine unterwegs. Das mochte nicht schicklich sein, aber Martha kümmerte so etwas nicht, das bewunderte sie an ihr.

„Selbst wenn ich ein Poet wäre“, begann Dylan nun schmunzelnd zur Begrüßung, als sie beide die Straße überquert und sich zu ihnen gesellt hatten, „ich wüsste nicht, wie ich den Anblick beschreiben sollte, der sich mir gerade bietet. Wie könnte man euch beiden je gerecht werden, frage ich mich? Aber es wäre irgendetwas mit Grazien, Anmut und Stolz. Und Schönheit, natürlich, unbedingt.“

Martha seufzte. „Auch dir einen wunderschönen guten Morgen, Dylan. Hallo, Eddie.“

„Ich sehe schon, ich kann dich wieder nicht beeindrucken, Martha.“

„Na ja, du bemühst dich.“

„Hast du sie?“, wollte Eddie dann von Martha wissen, warf dabei aber Eileen ein breites Grinsen zu.

„Natürlich habe ich sie!“, entgegnete Martha, mit den Augen rollend.

Eileen hatte keine Ahnung, worum es ging, aber Martha drehte sie plötzlich zu sich herum, blickte ihr in die Augen und sagte feierlich: „Eileen Kelly, als Mitglied von Cumann na mBan, das nun endlich auch eine Uniform stolz ausführen kann, geht dir jetzt nur noch eines ab.“

„Was ich mir aber niemals leisten kann. Darf ich heute trotzdem mit?“

„Unterbrich mich nicht!“ Martha griff in ihre Jackentasche und förderte eine glänzende Brosche daraus hervor. Sogleich heftete sie sie ihr an die linke Brusttasche. Dabei lächelte sie so breit, dass ihre hübschen Wangengrübchen zum Vorschein kamen.

„Martha, bitte nicht!“, sagte Eileen entsetzt. „Ich weiß doch nicht, wie ich das jemals zurückzahlen könnte. Ich kann nichts dafür zur Seite legen. Ich kann mir das nicht leisten, Martha, das weißt du doch!“

Dylan kicherte. Eddie lächelte und tätschelte ihr beruhigend den Arm.

„Magst du sie nicht?“, fragte Martha.

„Doch, natürlich, aber ...“

„Dann gehört sie dir“, entgegnete sie trocken. „Das ist ein Geschenk.“

„Du kannst es ruhig annehmen“, meinte Eddie freundlich zu ihr. „So teuer war sie nicht. Schon gar nicht durch drei geteilt.“

„Und wir hatten ja auch deinen Geburtstag vergessen“, sagte Dylan. „Also, ich hatte deinen Geburtstag vergessen.“

„Ich ... ich weiß nicht, was ich sagen soll.“ Eileen war so gerührt, dass sie den dreien schließlich der Reihe nach um den Hals fiel. Die Brosche hatte nicht annähernd eine so große Bedeutung für sie wie die überraschende Geste ihrer Freunde. „Ich danke euch!“

„Das ist doch keine schlechte Antwort“, meinte Martha nüchtern. „Und jetzt lasst uns gehen!“ Damit ging sie voran, schließlich hatten sie keine Zeit zu verlieren. Eileen folgte ihr sogleich, während sie noch einen näheren Blick auf ihre neue Brosche warf, die den Cumann-na-mBan-Schriftzug über einem Gewehr zeigte, aber die Jungs rührten sich nicht von der Stelle. „Was ist? Kommt ihr nun?“, wollte Martha wissen.

„Die Paraden wurden kurzfristig abgesagt“, erklärte Dylan ruhig.

„Ja, natürlich. Sicher.“

„Ehrlich, Martha. Wir haben es gerade erfahren.“

„Veralberst du mich wieder?“ Sie bäugte ihn misstrauisch.

Dylan schüttelte ernst den Kopf. „Bis auf Weiteres gibt es heute keine Aufmärsche“, entgegnete er. „Weder von uns Irish Volunteers noch von der Irish Citizen Army noch von euch Cumann-na-mBan-Mädchen.“

Sie blickten beide zu Eddie, der das nickend bestätigte. Der ruhige Eddie beteiligte sich selten an Dylans Albernheiten, dafür war er schon viel zu erwachsen. Es musste also wahr sein.

„Und wieso wissen wir das nicht?“, schimpfte Martha.

„Ich sage es euch doch gerade. Außerdem steht es in der Zeitung.“

„Das darf doch wohl nicht wahr sein!“

Dylan wandte sich an seinen Freund. „Eddie, laden wir die Mädchen doch auf eine Tasse Tee ein, dann ist das kein verlorener Sonntag! Was meinst du? Wenn wir hier den Fluss überqueren und dann die Straße hochgehen, könnte ich euch ein nettes kleines Kaffeehaus zeigen, das hoffentlich geöffnet hat.“

„Wir laden die Mädchen ein? Hast du überhaupt Geld dabei?“ Eddie gab ihm einen freundschaftlichen Klaps auf den Hinterkopf – das machte man mit Dylan so –, aber er nickte wohlwollend.

„Großartig! Und ich schlage vor, wir marschieren bis dorthin“, sagte Dylan grinsend. „So richtig, meine ich. Halten wir doch unsere eigene Parade ab! Eileen soll heute gebührend Uniform und Brosche zur Schau stellen können. Und ich zahle dir den Tee zurück, mein Freund.“

Ein Kaffeehausbesuch mit ihren Freunden war eine perfekte Alternative zu einer Parade, sagte sich Eileen erfreut. Das war sogar besser als eine Parade. Es würde schön sein, den Tag trotz allem mit den dreien verbringen zu dürfen. Und vielleicht gab es sogar Milch und Zucker für den Tee.

Martha seufzte, nahm aber nach Eileen ebenfalls Haltung ein, und Eddie übernahm augenblicklich die Führung. Martha und sie stellten sich hinter ihm auf, und Dylan bildete die Nachhut.

Sie schafften den Gleichschritt sogar auf Anhieb. Eileen freute sich darüber, denn das sah sicher beeindruckend aus. So überqueren sie stolz den Liffey, während ihnen die Leute auf der Straße neugierige Blicke zuwarfen.

Sie bewegten sich eine Straße hoch, als plötzlich ihrer kleinen Parade ein schmerzhaftes Ende gesetzt wurde. Zwar hatte Eileen etwas gehört, aber noch bevor sie auch sehen konnte, was da auf sie zugerollt kam, prallte es schon gegen ihr Bein, und sie verlor das Gleichgewicht und stürzte mit einem gequälten Aufschrei zu Boden.

Eddie und Martha halfen ihr sofort hoch und wollten wissen, ob sie in Ordnung war. Aber sie blickte Dylan nach, der einem kleinen Bierfass hinterhereilte und es schließlich schaffte, es hochzustellen, bevor es gegen eine Mauer krachen und zerbersten konnte.

„Eileen, sag schon! Ist alles gut?“, fragte Martha ungeduldig.

Sie blickte auf sich hinab. Die geliehene Jacke war glücklicherweise unversehrt geblieben. Und auch der Rock war in Ordnung, wenngleich nun eindeutig verschmutzt. Sie begann sofort damit, sich sauber zu klopfen.

„Tut etwas weh?“, wollte auch Eddie wissen.

„Aber nein, alles gut!“, versicherte sie.

„Es ist noch ein bisschen zu früh für Alkohol“, sagte Dylan grinsend, als er angestrengt das Fass zu ihnen zurückrollte. Er blickte die Straße hoch zu dem Pub an der Ecke, vor dem ein Pferdewagen mit Bierfässern stand. Dann drehte er sich zu ihr. „Bist du in Ordnung, Eileen?“

„Nur angekratzter Stolz.“

Schon kam jemand auf sie zugelaufen: ein blondes Mädchen, vielleicht in ihrem Alter, das schließlich atemlos vor ihr stehen blieb. „Es tut mir so unendlich leid!“, sagte es zu ihr. „Der Lieferant wollte die Tür damit aufhalten, um die größeren Fässer hineinrollen zu können. Er hätte es wohl aufstellen müssen. Ist dir etwas passiert?“

Es war wirklich schön, wenn man sich um sie Sorgen machte, vor allem, wenn das Fremde taten, aber es war ihr auch sehr unangenehm. Eileen schüttelte den Kopf. „Es ist alles in Ordnung. So etwas kann passieren.“

Das Mädchen blickte sie aus nachdenklichen braunen Augen an, als würde es noch herausfinden wollen, ob sie auch die Wahrheit sagte. Aber dann entdeckte es Dylan neben dem Bierfass. „Dylan? Bist du das? Wie lange ist das jetzt her? Geht es dir gut?“

„Klar, geht es mir gut. Hallo, Josie.“

Das Mädchen lächelte und schien sich zu freuen. „Ich bin sehr froh darüber. Wirklich, Dylan. Wir haben uns lange gefragt, was wohl aus dir geworden ist. Sag, würde es dir etwas ausmachen ...“

„Kein Problem. Ich rolle es dir wieder zurück.“

Sie folgten Dylan und dem Mädchen über die Straße. Vor dem Pub mit der Aufschrift *The Barn* stellte Dylan das Fass auf. Wie eine Scheune, so wie der Name vermuten ließ, sah das Pub allerdings nicht aus. Es war ein ganz normales Gasthaus am Ende eines ganz normalen Häuserblocks.

Die Tür ging auf, und der Lieferant blickte von ihnen zu der Tür, zu dem Mädchen, zu dem Fass. Er schob die Münzen, die er in der Hand hielt, in die Tasche seiner Latzhose, bückte sich, drehte das Fass um und rollte es in das Pub. Das alles machte er, ohne ein Wort zu sagen.

Das Mädchen hielt ihnen die Tür auf und blickte sie alle entschlossen an. „Na, kommt! Ich habe Tee und Kuchen für euch. Lasst mich das wiedergutmachen!“

Dylan schüttelte aber sofort den Kopf. „Danke, Josie, aber das ist nicht nötig.“ Er drehte sich zu ihnen um. „Gehen wir?“

Tee und Kuchen. Kuchen! Dafür würde sie sich jederzeit wieder von einem Bierfass zu Fall bringen lassen, sagte sich Eileen. Sie rührte sich nicht von der Stelle, als Dylan gehen wollte. Glücklicherweise nickte Eddie dem Mädchen dankbar zu und deutete ihnen stumm, einfach hineinzugehen. Martha hatte auch kein Problem damit, und so gingen sie beide schließlich voran.

Dylan fluchte aber. „Das ist ein Protestanten-Pub, Eddie“, presste er zwischen den Zähnen hervor. „Das sind Unionisten!“

„Es wäre aber unhöflich, das freundliche Angebot abzulehnen“, flüsterte ihm Eddie zu, legte einen Arm um seinen Freund und zog ihn gutgelaunt mit sich hinein. „Und außerdem dumm, seien wir doch ehrlich!“

Der nicht sehr große Gasträum des offiziell noch geschlossenen Pubs war dunkel. Trotz eines geöffneten Fensters roch es nach Rauch und abgestandenem Bier. Neben dem Tresen schien sich ganz hinten rechts ein weiterer Raum zu befinden, aus dem Geräusche drangen. Jemand hantierte mit Geschirr, außerdem entströmte ihm ein süßlicher Duft, der sich im Gasträum nun mit dem Geruch der vergangenen Abende mischte.

Das blonde Mädchen betätigte einen Lichtschalter und lächelte ihnen fast schüchtern zu. Sie zeigte auf einen sauberen Tisch neben der Tür, und sie setzten sich hin. Was durchaus wehtat, erkannte Eileen. Ihr Hintern war bei dem Sturz doch in Mitleidenschaft gezogen worden, aber das würde sie niemandem sagen.

„Ist Tee in Ordnung? Oder mögt ihr vielleicht Kaffee?“

„Tee ist wunderbar“, antwortete Eddie und schenkte ihr ein freundliches Lächeln. „Danke für deine Gastfreundschaft.“

„Das ist das Mindeste, was ich tun kann.“

Eileen beobachtete ihre junge Gastgeberin. Das lange Haar trug sie offen. Schlank war sie, aber sie hatte wohl regelmäßig zu essen. Vielleicht war sie doch ein wenig älter als sie. Sie wirkte sehr verantwortungsbewusst und fast so, als wäre dies ihr Pub. Kurz sprach sie mit dem Lieferanten, der ein Fass nach dem anderen an ihnen vorbeirollte, das er dann neben einer Treppe aufstellte, die in einen Keller führte. Danach eilte sie in den Raum hinter der Treppe, dem neben dem Tresen, und kam wenig später mit dem Tee daraus hervor. Den Krug stellte sie mit vier Tassen, vier Löffeln, einem Kännchen Milch und einer Schale Zucker auf ein Tablett und kam damit dann an ihren Tisch. Sie lächelte sie der Reihe nach an, als freute sie sich, sie bedienen zu dürfen. Eileen beschloss, sie nett zu finden, obwohl sie offenbar Protestantin war, aber die Stimmung am Tisch war komisch. Dylan schien sich unwohl zu fühlen, auch Martha wirkte nicht entspannt. Eddie lächelte die junge Bedienung zwar an, wohl um zu überspielen, dass ihre Gastfreundschaft offenbar nicht so wertgeschätzt wurde, wie sie es sollte, aber auch sein Lächeln wirkte aufgesetzt.

Und dann stand das Mädchen mit vier Stück Kuchen vor ihnen.

Seit Jahren hatte Eileen keinen Kuchen mehr gehabt. Sollte sie davon etwas für ihre Brüder übrig lassen? Ein Stück durch fünf geteilt? Und auch für Mutter und Großvater? Also geteilt durch sieben?

Das kam überhaupt nicht infrage!

Die junge Bedienung hoffte, dass ihnen der noch warme Kuchen schmeckte, musste sich dann aber entschuldigen, um die Lebensmittel wegzuräumen, die vor dem Tresen aufgestapelt waren und die sie gerade dabei gewesen war umzuschichten: Tee, Gewürze, Zündhölzer, Mehl. Dies war anscheinend eines der Pubs, die auch Waren für den alltäglichen Gebrauch verkauften.

Eileen hatte schließlich große Mühe, sich zurückzuhalten. Am liebsten wäre sie gierig über das kleine Stück Kuchen hergefallen, aber sie wollte versuchen, sich an Marthas Tempo zu orientieren, um keinen schlechten Eindruck zu hinterlassen. Die hatte im Gegensatz zu ihr offenbar aber bereits gefrühstückt.

„Also? Wisst ihr Jungs mehr?“, unterbrach Martha schließlich die Stille und beugte sich verschwörerisch über den Tisch. „Seit einer Weile bereiten wir bei jedem Gruppentreffen Erste-Hilfe-Ausrüstungen vor und fragen uns, wofür eigentlich? Dann heißt es

plötzlich, demnächst wird es gemeinsam mit euch Volunteers und der ICA ein großes Manöver geben, auf das wir uns einstellen sollen. Oder eine so große Parade wie am St. Patrick's Day, mit Tausenden in Uniform. Dafür hätten wir uns bereitzuhalten, sagen sie, und wir hätten auf weitere Instruktionen zu warten. Plötzlich ist es tatsächlich so weit, aber jetzt heißt es, alles wieder nach Hause, alles ist abgesagt.“ Martha blickte ernst von Dylan zu Eddie. „Also, was ist los?“

„Wieso halten wir eigentlich Paraden ab und führen Manöver durch?“, wollte Eileen mit vollem Mund wissen. „Ich frage mich das eigentlich schon länger, um ehrlich zu sein.“ Nicht, dass eine Antwort darauf jetzt wirklich von Bedeutung gewesen wäre. Was für ein großartiges Stück Kuchen das doch war! Eileen dachte nicht mehr daran, es so langsam zu essen wie Martha, die immer lieber redete und diskutierte, wenn man bereit war, ihr zuzuhören. Bei ihr zu Hause hatten aber auch mehrere Personen Arbeit, sie hatten immer ein bisschen Vorrat. Sie hatten sicher auch öfter Kuchen.

„Die Briten sollen uns ernst nehmen“, erklärte ihr die Freundin. „Sie sollen sehen, dass es uns gibt und dass wir schwer bewaffnet sind. Aber sie nehmen uns nicht ernst, die Briten. Sie unterschätzen uns, trauen uns nichts zu.“ Jetzt blickte Martha wieder die Jungs an. „Das soll sich aber ändern, nicht wahr? Ich habe ein Gerücht gehört, ist an dem was dran?“

Eddie und Dylan blickten sich überrascht an.

„Was?“, fragte Eileen, jetzt doch neugierig. „Was für ein Gerücht?“

„Wir wissen auch nichts Näheres“, antwortete Eddie. „Aber wir glauben, dass man tatsächlich etwas Größeres vorhatte als nur eine hübsche Parade oder ein harmloses Manöver.“

„Wie, zum Beispiel, was?“, wollte Eileen wissen.

„Vielleicht einen Aufstand“, erklärte Dylan und senkte dabei die Stimme. Nervös blickte er zu dem Mädchen hinter dem Ausschank, das sich aber an ihrer Konversation nicht interessiert zeigte, während es Seifenstücke zur Seite räumte, um Platz für Dosen zu schaffen. „Gegen die Briten in der Stadt. Oder generell, keine Ahnung.“

„Also tatsächlich ein Aufstand?“, entgegnete Martha nachdenklich.

Eileen war überrascht. Durchaus beunruhigt schob sie sich das ganze restliche Stück Kuchen in den Mund. Ein Aufstand? Mit Waffen?

„Wie gesagt, wir wissen es nicht“, sagte Eddie leise. „Aber seit Freitag gibt es Gerüchte. Und es gibt Leute, die wissen mehr, sagen aber nichts. Wir glauben, dass für heute etwas Ernstes geplant war, das aus irgendwelchen Gründen, die wir nicht kennen, nun aber abgesagt wurde.“

„Und deshalb ist es auch nicht gut, wenn wir uns in einem Pub wie diesem hier aufhalten und dann auch noch über so etwas reden“, flüsterte Dylan. Erneut schaute er zu der jungen Bedienung hinter dem Ausschank, die nun aufmerksam zu ihnen herüberblickte.

Martha folgte seinem Blick. „Wer ist sie?“, fragte sie Dylan dann plötzlich auf Irisch, ohne weiterhin die Stimme zu senken. „Woher kennst du sie?“

„Wir sind zusammen in die Schule gegangen“, antwortete Dylan, ebenfalls auf Irisch. „Das Pub gehört ihrem Vater und dessen Schwager. Ich habe Josie und ihre Familie eigentlich immer gemocht, aber dann sind ihr Vater und der Mann ihrer Tante für die Briten in den Krieg gezogen. Ein Kollege musste das auch, damit seine Familie wenigstens Trennungsgeld erhält, aber die beiden haben sich die britische Uniform mit Überzeugung übergezogen, machten das sozusagen aus Pflichtbewusstsein für England, wie man hört. So etwas vergebe ich nicht. Ein guter Ire tut so etwas nicht.“

„Dafür kann sie doch nichts“, meinte Eileen.

Sie hatte kein Problem, mit ihren Freunden mitzuhalten, aber es fühlte sich immer fremd an, wenn sie Irisch sprach. Zu Hause unterhielten sie sich in der Regel auf Englisch, so war sie aufgewachsen. Aber ihr Großvater hatte dafür gesorgt, dass sie und ihre Brüder Irisch lernten, und sie hatte ja auch Sprachunterricht in ihrer Cumann-na-mBan-Gruppe.

„Habe ich ja nicht gesagt“, entgegnete ihr Dylan. „Aber man kann davon ausgehen, dass ihre Familie die falschen Freunde und die falschen Gäste hat. Und dass die sich in einem Pub, in dem irisch gesungen, auf Irisch von irischen Legenden erzählt und von einer irischen Republik geträumt wird, also in einem Pub voller Fenier, nicht wohlfühlen würden.“

Eileen blickte zu dem Mädchen hinter dem Tresen. Ihr entging nicht, dass es kopfschüttelnd seufzte. Dann begegneten sich ihre Blicke. Sie schenkte dem Mädchen ein aufrichtiges Lächeln. Niemand konnte etwas für seine Familie. Der Blick der jungen Bedienung war aber ernst. Dann ging sie in die Küche und kam schließlich mit zwei weiteren Stück Kuchen an ihren Tisch zurück.

„Geht aufs Haus“, sagte sie und setzte den Teller vor Eileen. „Der ist nicht mehr ganz so frisch. Aber ich möchte ihn nicht später wegwerfen müssen, und wegen uns bist du gestürzt. Bitte nimm ihn an!“, sagte sie zu ihr. Dann blickte sie zu Dylan. „Und ich habe dich auch immer gemocht, Dylan Marchant“, meinte sie nun in perfektem Irisch. „Als du noch nicht so fanatisch und noch ein lieber Kerl warst.“

Dylan wurde ganz rot im Gesicht.

„In etwa einer halben Stunde wird ein Sergeant der Dublin Metropolitan Police vorbeikommen, der sich seine zwei Äpfel holt“, sagte das Mädchen nun wieder auf Englisch. „Er ist zwar nicht euer Feind, aber ich nehme an, es wäre euch unangenehm, wenn er eure Uniformen belächelt. Vielleicht wollt ihr bis dahin also lieber fertig sein.“

Martha funkelte das Mädchen unfreundlich an. „Oh, die DMP sind Feinde!“, stellte sie verächtlich klar. „Genauso wie die verdammte Royal Irish Constabulary! Meinen Bruder hat die Polizei vor drei Jahren beim Streik derart verprügelt, dass er heute noch Schmerzen hat und hinkt“, entgegnete sie. „Eine freundliche, den Iren wohlwollende Polizei würde so etwas nicht tun“, stellte sie klar.

„Das tut mir leid“, antwortete das Mädchen ruhig. „Aber dann hätte dein Bruder vielleicht nicht streiken sollen.“

Erbost stand Martha auf. „Du sei froh, dass du Arbeit hast!“, schimpfte sie. „Und dass du nicht gezwungen bist, bis spät in die Nacht für ausbeuterische Arbeitgeber zu schufteln, um deine Frau und deine beiden kleinen Töchter ernähren zu können. Und dass du nicht gezwungen bist, deine nun wieder schwangere Frau arbeiten zu schicken, weil du mittlerweile auf der schwarzen Liste stehst. Dir geht es hier doch gut!“ Sie zog Eileen zu sich hoch und mit zur Tür. Auch die Jungs standen auf. Eileen nahm die zwei Stück Kuchen flink an sich, bevor man sie ihr wegnehmen konnte.

„Danke für Tee und Kuchen“, sagte Eileen zu dem Mädchen, gleich nachdem auch Eddie sich im Namen der Gruppe bedankt hatte. „Und für diesen Kuchen hier. Der ist sicher fabelhaft! Das war sehr nett von dir.“

Dylan drehte sich dem Mädchen verwirrt zu. „Du sprichst Irisch?“

„Meine katholische Mutter kam aus einem kleinen Gaeltacht-Dorf in Connaught“, antwortete das Mädchen selbstbewusst. „Sie hatte sich in einen protestantischen Mann verliebt, dessen Familie

aus dem Norden stammt und der Krone treu ergeben ist. Weißt du, Dylan: Manchmal sind Uniformen, Religionen oder Sprachen gar nicht so wichtig.“

„Diese Krone unterdrückt aber den Gott und die Sprache deiner Mutter.“

„Der Gott ist derselbe, und glücklicherweise gibt es ja auch noch die Sprache der Liebe.“ Sie zwinkerte ihm tatsächlich zu. Eileen musste kichern.

Dylan seufzte. „Ich verstehe euch Protestanten einfach nicht. Aber der Kuchen war lecker. Und es war sehr anständig von dir, dass du uns eingeladen hast. Es wäre nicht nötig gewesen.“

„Doch, das war es.“

„Wie auch immer. Danke und alles Gute, Josie.“

„Du weißt, dass wir hier keine jungen Mädchen haben wollen“, schimpfte ihre Tante Fiona, als sie aus dem Hinterzimmer trat und sah, wie die Gruppe junger Leute gerade das Pub verließ. „Wir sind nicht so ein Wirtshaus, Josie!“ Sie wischte sich die Hände mit einem Tuch trocken. Schweiß stand ihr auf der Stirn. Sie wirkte erschöpft und viel älter als Anfang dreißig.

„Das waren auch nicht solche Mädchen, Fi“, entgegnete Josie ruhig.

„Wieso lässt du sie überhaupt herein?“

„Weil dem Lieferanten ein Bierfass entwischt und in eines der Mädchen gekracht ist. Und sie haben das Fass zurückgebracht. Also habe ich sie auf Tee und Kuchen eingeladen.“

„Wurde sie verletzt?“

„Sie sagt nein.“

„Gut. Und wieso schenkst du auch noch den Kuchen von gestern her?“

„Weil das Mädchen Hunger hatte. Die anderen hatten ihres noch nicht angerührt, da hatte sie ihr Stück schon gegessen. Du hättest es auch getan, Fi. Außerdem ist sie es gewesen, die wegen unseres Fasses hingefallen ist.“

„Das waren Nationalisten, Josie.“

„Ich weiß. Und Dylan war einer von ihnen.“

„Dylan?“

„Der kleine Dürre.“

„Und wer ist das?“

„Der Kleine, der mich nach der Schule immer nach Hause begleitet hat. Mama hat ihn manchmal mitessen lassen, weißt du nicht mehr? Du bist mal dazwischen gegangen, als sein Onkel hier

reingestürmt ist, ihn am Ohr hochgezerrt und angeschrien hat, gefälligst nicht mit Unionisten zu verkehren.“

„Oh! Das war der Junge?“

„Und danach war er verschwunden. Sein Onkel kam bald darauf wegen irgendetwas ins Gefängnis. Dylan hat in Dublin keine Familie mehr, nur irgendwo im Süden eine Großmutter, die er kaum kennt. Wir dachten, zu der ist er gezogen, als er dann die Schule verlassen hat. Aber angeblich hat er stattdessen eine Weile auf der Straße gelebt und nach Arbeit gesucht. Ich hatte oft nach ihm Ausschau gehalten, aber immer vergebens.“

„Er scheint glücklicherweise Hilfe bekommen zu haben. Ich hätte ihn niemals wiedererkannt.“

„Seit damals hat sich viel verändert, Fi“, sagte Josie bitter.

Josies Mutter sowie ihre große Schwester Lesley lebten nicht mehr, ihr Vater war mit dem Onkel an der Front, und sie musste mit Fiona, der Schwester ihres Vaters, versuchen, das Pub so lange am Leben zu halten, bis die beiden Männer zurückkamen. So viel hatte sich verändert. Alles, wovon Josie damals, als sie noch zur Schule gegangen war, einmal geträumt hatte, war bedeutungslos geworden. Dass sie sich eines Tages verlieben, viele Freunde und eine beste Freundin haben würde, dass sie irgendwann nicht mehr in einem Pub wohnen müsste, dass sie mit ihrer Schwester in einem wunderschönen Automobil regelmäßig Ausflüge ans Meer machen würde ... diese Träume gab es nicht mehr, weil es das Damals nicht mehr gab. Jetzt ging es nur mehr darum, das Heute zu meistern, jeden Tag aufs Neue. Erst, wenn ihr Vater zurück war, würde sie es wieder wagen zu träumen. Aber bis dahin hatte das keinen Sinn. Vielleicht träumte man als Erwachsene aber ohnehin nicht mehr, weil man wusste, dass sich zu schnell zu viel verändern konnte.

Der Lieferant, der ihnen außerplanmäßig den Rest der bestellten Lieferung der vergangenen Woche vorbeigebracht hatte, kam keuchend aus dem Keller, nachdem er jedes einzelne Fass hinuntergetragen hatte. Fiona trat hinter den Tresen und zapfte ihm ein Glas, das er stumm entgegennahm und mit dem er sich an den Tisch neben der Tür setzte, wo gerade noch die vier jungen Leute gesessen hatten. Josie servierte ihm den Rest des frischen Kuchens.

„Die Rechnungen sind fertig“, sagte Fiona dann müde zu ihr. „Hast du eigentlich die Limonade in den Keller geräumt, Josie? Sonst wäre hinten noch Platz.“ Das Hinterzimmer war ein kleiner Raum, der als Lager, Büro und private Küche diente.

Sie nickte. „Schon erledigt. Und wenn ich mit dem Umschlichten fertig bin, gebe ich dir einen Überblick über die nächsten Bestellungen, und danach könnten wir doch ein bisschen spazieren gehen, bevor wir kochen. Genießen wir doch den freien Tag ein wenig, was meinst du?“

Die jüngere Schwester ihres Vaters war schnell überfordert. Vor wenigen Monaten, als es Josies Mutter und Schwester noch gegeben hatte, war im Pub alles einfacher gewesen. Da hatte Fiona noch durchschlafen können, da war sie in Abwesenheit der Männer noch nicht hauptverantwortlich für das Pub gewesen. Aber Fi war nicht die Einzige, die sich die ganze Familie zurückwünschte.

„Ich bin froh, dass ich dich habe, Josephine Barns“, sagte sie plötzlich und drückte ihr einen Kuss auf die Wange.

„Weil ich eine billige Arbeitskraft bin und du sonst alles alleine machen müsstest“, erwiderte Josie, war aber gerührt.

„So ist es. Außerdem putzt du besser als ich.“

„Weil ich will, dass es sauber ist, wenn sie zurückkommen.“

Fi schenkte ihr ein verständnisvolles Lächeln. „Es kann noch dauern, bis dein Vater und Dominic zurückkommen, Josie. Der große Krieg könnte noch Jahre wüten.“

„Dann soll ich also mit dem Putzen aufhören?“

„Untersteh dich!“